



VON LYRIK ZU SPRECHEN ...

von Eva M. Kittelmann

... gibt es viele mögliche Ansätze; schon die Definition dieser heute als sehr „offene Kunstform“ empfundenen Sparte bereitet Schwierigkeiten. Man muss versuchen, den Begriff ein- und abzugrenzen.

Lyrik ist zunächst einmal die Bezeichnung einer Literaturgattung; „lyrisch“ wird vorwiegend als Adjektiv gebraucht; im Angloamerikanischen sind „lyrics“ hingegen nichts anderes als Songs, Lied-Texte. Lyrik kennt im Gegensatz zu anderen Dichtungsformen keine bestimmte Zielgruppe; man könnte sagen, sie hat zunächst einmal kein Publikum. Wahr ist, dass man mit ihr, an ihr kaum etwas verdienen kann (einige Ausnahmen mögen die Regel bestätigen).

Ist Lyrik also in erster Linie eine mehr oder weniger esoterische Sache, die sich nur im Kopf einiger weniger abspielt? Bleibt sie so oft unverstanden, weil sie schwierig „zu konsumieren“ ist? Also etwas für den Selbstgebrauch, entworfen, hingeworfen um des Schreibens willen, aus (Experimentier)-Freude an der Sprache?

Wo beginnt das Verständnis, wo hört es auf? Beim Wort-Laut des Textes, im Nachvollzug der Gedankenschritte oder (oftmals) -sprünge eines Autors? Was gilt die Schönheit der Form, der Klang, der Rhythmus? Sind es nicht auch, im Endeffekt **nur** diese, die den Leser/Hörer anrühren, mindestens sein Gefühl wecken, und damit dem je besonderen Gedicht erst seine Unverwechselbarkeit, seinen Reiz und letztlich seinen **Sinn** verleihen?

Wo im Folgenden von „Lyrik“ die Rede sein wird, sind grundsätzlich lyrische, d. h. lyrisch „anmutende“ Gedichte und Texte in all ihrer Vielfalt gemeint.

Gute Lyrik ist Ausschöpfung individueller Talente

Diese Ausführungen wollen sich mit jenen Kriterien (Forderungen) befassen, die ein „gutes“, d. h. ein als literarisch anzusehendes Gedicht ausmachen – mit allen sprachlichen Mitteln und unter den geistigen

Voraussetzungen, die es braucht, und selbstverständlich unter Vermeidung all der „Un-Arten“, die es einfach nicht haben darf. Worauf ich abziele, ist persönlichkeitsgestaltete Lyrik **jenseits** der abgegriffenen, tagesüblichen, familiären, vertrauten gängigen Diktion nahezubringen. (Um nicht missverstanden zu werden: auch Mundartgedichte können hochlyrisch sein, wenn sie „atmosphärisch stimmen“!) Immer geht es um die künstlerische Gestaltwerdung unter Ausschöpfung der je in einem Autor befindlichen „Talente“ in ihrer Höchstform.

Wenn jemand also aus innerem Antrieb, zunächst fast noch unbewusst und wahrscheinlich durchaus unbedacht, eine erste Zeile, einen einzigen Vers gefunden hat, von dem er meint, dass er kein Abklatsch, dass er ganz sein Eigen und von daher überzeugend ist, dann wäre – im Idealfall – der Startpunkt schöpferischen Schreibens erreicht. Dann können, um hier das Wesen der Lyrik nochmals zu definieren, „Bilderfolgen in freier rhythmischer Assoziation mit stimmig gefügten Lauten **Wort** und Gedicht werden“.

Was kennzeichnet das „moderne Gedicht“?

Vom modernen Gedicht und seiner Gestaltung ist viel die Rede. Eigentlich eine schreckliche, unzumutbare Bezeichnung, denn Gedichte wollen ja als **zeitlos** angesehen werden. Sprechen wir also besser von Texten, die sich in Wortwahl und Aufbau deutlich unterscheiden von den überkommenen Gedichten, die – womöglich abschätzig – als „die klassischen“ zu bezeichnen in diesem Kontext natürlich völlig falsch wäre. „Modern“ in diesem Zusammenhang meint also: „in die Zeit passend“, nämlich sowohl der Form nach wie auch in Inhalt und Stil weitgehend individualisiert – und dies immer unter der Voraussetzung, das Handwerk wird so beherrscht, dass die Ergebnisse Literatur genannt werden können.

Ich empfinde es als einen Glücksfall sondergleichen, dass ich in der Zeit der Abfassung meiner



Referate zum lyrischen Schreiben¹ bei Rilke nachschlug, in dessen *Malte Laurids Brigge*. Ich stieß auf den Abschnitt „Ich glaube, ich müsste anfangen, etwas zu arbeiten ...“ und sah mit neu erwachendem Interesse, dass es an dieser Stelle auch um das Schreiben von **Versen** geht:

Ach, aber mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit und Sinn und Süßigkeit sammeln ein ganzes Leben lang und ein langes womöglich, und dann, ganz zum Schluß, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), – es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen, man muß fühlen, wie die Vögel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muß zurückdenken können an Wege in unbekanntem Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah, – an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man kränken mußte, wenn sie einem eine Freude brachten und man begriff sie nicht (es war eine Freude für einen anderen –), an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen, an Tage in stillen, verhaltenen Stuben und an Morgen am Meer, an das Meer überhaupt, an Meere, an Reisenächte, die hoch dahinrauschten und mit allen Sternen flogen, – und es ist noch nicht genug, wenn man an alles das denken darf. Man muß Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der andern glich, an Schreie von Kreißenden und an leichte, weiße, schlafende Wöchnerinnen, die sich schließen. Aber auch bei Sterbenden muß man gewesen sein, muß bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.

Das bedeutet: Indem der Schreibende auf diese „rilkesche“ Art in sich hinein hört, macht er bereits einen Schritt hinter die Zeit, hinter die Wirklichkeit zurück – besser: in eine andere Wirklichkeit hinein. Wird still, sammelt sich, sammelt ein: Bilder, Worte;

Bilder, die Worte finden lassen. Ein anderes Terrain wird betreten, unter einer neuen Sicht. In einer Welt-Deutung, die dann nur mehr die eigene ist. Unbeeinflussbar geworden ist der Dichter von wo und von wem immer. Wie etwas sein **könnte**, soll Lyrik aussagen, nicht einfach, wie es ist. So kann Lyrik gleichsam aus sich selbst fließen, wenn ein innerer Anstoß wirkmächtig geworden ist: eine Begegnung, eine Geste, ein hingeworfenes einzelnes Wort, ein Bild, Reise-Impressionen, die Betrachtung der Welt an sich, des Göttlichen – was immer; vielleicht einmal auch nur ein Traum.

Für diese seelischen Bewegungen und Vorgänge gibt es „die Bilder“: aus der Natur, dem Verlauf der Zeiten, der Vergänglichkeit der Dinge. Hier beginnt das weite Feld der Metaphorik. (Aber Achtung: Viele Metaphern sind seit langem in Verwendung, teils abgebraucht, teils nicht mehr gut verstehbar, teils in Gefahr, falsch angewendet zu werden; die Kunst des Lyrikers besteht darin, **neue** Bilder zu erfinden, sie seinem „inneren Auge“ abzutrotzen.)

Spiel des Feuers

Lyrik, die solch freier Kreativität entspringt, darf durchaus auch Spiel sein. Lyrik ist eine literarische „Spielwiese“, die den homo ludens geradezu voraussetzt. Sie gewährt den denkbar freiesten Umgang mit allen Möglichkeiten der Sprache: „Spiel der Gedanken, es führt / eine der Grazien dich / o, wie weidest den Sinn du mir!“ dichtete Friedrich Nietzsche. Er deutet die „unstet verbrennende Welt“ als das „Spiel des Zeus“ und als das „Spiel des Feuers mit sich selbst“ – ohne jede moralische Zurechnung in ewiger Unschuld. Genau diese Unschuld sei dem „Spiel des Künstlers und des Kindes“ zu vergleichen.

Und das Ziel solcher Spiele?

Nichts anderes als die zu fordernde lyrische **Verfremdung!** Reiner Kunze meint, dass weder (abgestandene!) bildhafte Ausdrücke (siehe: Metaphern!) noch bloße Form-Elemente wie Rhythmus, Zeilenbruch, Reim etc. einen Text zum Gedicht machen, sondern „dass er der Welt eine noch nie dagewesene Vorstellung von ihr hinzufüge – eine Vorstellung, die aus Banalem besteht, das (aber) ins Unerhörte gewandelt ist“². Dieser Anspruch, wohl der höchste, den man stellen kann, trifft unbedingt zu.



Lyrik ist weiters auch die Notwendigkeit der **Verkürzung**³ auf das dem Schreibenden, dem „lyrischen Ich“ Wesentliche. Sie ist Ausriss, Ausschnitt, das Guckloch gewissermaßen in ein je Größeres. Lyrik will aussagen und festhalten, was bereits außerhalb bzw. **über** der schreibenden Person liegt. Lyrik sucht das Über-Personale, in dem sie überhaupt erst ihre Gültigkeit gewinnt. So kann sie niemals bloß Beschreibung sein – weder des Lebens noch einer Situation oder Idee. „Der lyrische Dichter ist nicht Chronist vordergründiger Realität, sondern ein Visionär innerer Wirklichkeit, nämlich jener **seiner** Gedanken, Hoffnungs- und Zukunftsbilder.“⁴

Der Lyrik ist es nicht zuträglich, wenn jemand auf einen speziellen **Anlass** wartet, um zu schreiben – also etwa für eine feierliche Gelegenheit (nebenbei gesagt: „Oden“ auf bestimmte Personen oder Ereignisse zu verfassen, kostet meist ohnehin nur Überwindung, und ich behaupte, dass bei aller Routine oft nichts anderes entsteht als ein Stück gereimter Prosa!) oder für einen „Wettbewerb“ (hier liegt die Gefahr nahe, dass bei Themenvorgabe eine Art Anpassungszwang eintritt).

Wesentlich ist, dass Lyrik transponiert, dass sie eine neue Dimension eröffnet. Sie soll aussondern, verformen; sie darf und soll das handgreiflich Konkrete verlieren, um ins eher Un(an)greifbare zu gelangen, das nicht weiter erklärt zu werden braucht. – Lyrik per se ist absichtslos, einfach, schön und stark. Sie gründet in sich selbst und ist darin der **Musik** vergleichbar, dem Entstehen einer Tonfolge, dem Solo eines Instruments. Denn schließlich muss zu dem Gedanken, der Idee des Schreibenden das adäquate Transportmittel treten: der Rhythmus, die Melodie. „Es muss ein Gesang entstehen, wollen wir Poesie haben, Poeten sein“, sagt Eugenie Kain⁵ und weiter: „Am Text und an den Worten kannst du feilen bis zum Schluss, aber die Melodie muss stimmen. Von Anfang an. Wenn du den Text nicht zum Schwingen bringst, bleibt alles totes Wortmaterial!“ Das ist voll zu bejahen! Wer Dramatische Kunst und Rezitation studiert hat, weiß, wie wesentlich in einem Text Klang und Rhythmus sind. Man prüfe immer, wie der Vers sich laut gelesen anhört – ob er tönt, schwingt, klingt ...

Was verlangt (moderne) Lyrik?

Kein lyrischer Text muss für den Schreibenden und/oder Hörer/Leser auch schon **die** Antwort oder

Eva M. Kittelmann:

...und viele kommen
aber reden nicht
und manche gehn
die nichts zu sagen hatten
schwarzgraue Masken
in der Menge
der Undurchdringlichkeit

und ihre Schatten
verlängern sich, durchkreuzen sich
sie stehn sich selbst im Licht
und ihre Reigen
beendet antwortloses Schweigen ...
bis ein Gesicht
dir aus der Enge
des, was du sehnst, sich nähert
und ent-spricht
Das einzige im Einerlei
das nach dir Ausschau hielt
dein ungeschminktes Konterfei
dein Du, dein Innenbild

die Erklärung parat haben. Es ist nie gut zu kommentieren, was der Text sagen möchte. Die **Deutung** muss aus dem Dichterischen hervorgehen, aus dem, was **hinter** dem Buchstaben des Wortes liegt. Einer, der Gedichte schreibt, schlägt nur die Saiten an. Jeder lyrische Text muss ein im Stillen Hinzugedachtes ertragen, „erleiden“ können. Denn jedem Menschen steht immer auch ein Rest von Schweigen zu, den er sich nicht nehmen lassen darf. Schleuderte einer alles aus sich heraus, er würde unversehens an oder in Plattheiten ersticken! Die Tageswirklichkeit, die Erfassung gegebener Umstände verstört in einem Text total, wenn es nicht gelingt, sie zu ästhetisieren und damit auf eine „lyrische Ebene“ zu heben. Das aber heißt eigentlich: sie in einem **Später**, in der eigenen dichterischen Ein- und Vorausschau, zu verbergen – auch dies ein Element der Verfremdung!

Bei Hugo von Hofmannsthal heißt es: „Das ist das mystische Element der Poesie: die Überwindung der Zeit.“

>>>



Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen: Lyrik muss vom Geist des Dichters getragen, mit seiner Stimme formuliert sein. Dann wird sie aus sich selbst heraus Schwingung gewinnen, Spannung halten, so lange, bis sie beim Hörer/Leser ankommt und dieser mit einschwingen kann. Im Umkehrschluss gesagt: Das lyrische „Gedicht heute“ braucht eines weniger denn je: eine Anwendbarkeit. Es muss nichts erklären, nichts erläutern, niemanden belehren und niemandem nach dem Munde reden; es unterliegt keinesfalls dem allgemeinen Verständnis „der Welt und der Dinge“.

Genau unter diesem Aspekt wird aber die sogenannte „moderne“ Lyrik häufig für eine kühle, berechnende Angelegenheit gehalten. Das stimmt so nicht. Wohl ist sie – wie anders käme **Neuschöpfung** denn zustande! – eher dem Bewusstgemachten (dem „bewusst Gemachten“ wohl auch!) verpflichtet als dem Gefühl, aber in solcher Konzentration ereignet sich das „Besondere“, welches dann, oft auf eine nicht durchschaubare Weise, in den Grenzbereich des kaum mehr Sagbaren führt: verwunderliche Vorgänge, zuweilen mit einer Gewalt einhergehend, die sich bis zur experimentell ausgelösten Explosion innerer (Wort-)Kräfte steigern kann, bis zu einem Grad, wo keine Sinnhaftigkeit mehr erkennbar ist.

Fazit: das Gewohnte, das Gewöhnliche wird von den „Modernen“ vermieden, bleibt ausgespart, wird obsolet. Wird abgetrennt oder überlagert durch eben den ganz individuellen Be-, oder Ein- oder Zu-Griff auf und in die Sprache.

(Die Gefahr eines derart überindividualisierten Schreibens ist offensichtlich: nämlich, dass linguistische Fertigkeit in aller Berechnung so weit geht, sich in sprachlicher Virtuosität auszutoben und ein Grundbedürfnis der Kunst, nämlich Anschaulichkeit und Mit-Teilbarkeit, außer Acht zu lassen. Damit wird der Lyrik allerdings ein Bärendienst erwiesen: die mögliche Rezeption des Gestalteten wird hintangehalten – Elite-Denken? – oder unmöglich gemacht.)

„Nach mir möchte ich Dichter nicht sein ...“ (Goethe)

Ein Stichwort ist gefallen: Neuschöpfung! Sie geht mit der Überwindung abgenutzten Wortguts einher, was in erster Linie für die Substantiva gilt. Herz und Schmerz sowieso, aber auch Freude, oder gar Fröh-

lichkeit sind im Zusammenhang „neuen“ lyrischen Schreibens – soll es Bedeutung erlangen – nicht mehr adäquat. Eine Gedichtzeile wie „... da war mein Herz voll Fröhlichkeit ...“ ist weder unschön noch unzutreffend, klingt aber irgendwie nach Mittelalter, bestenfalls beginnender Neuzeit, und erinnert jedenfalls an Texte aus dem Gesangbuch. Es ist eben – **alt** ...! Wenn einer aber, was im Grunde das Gleiche meint, schreibt: „... da floss ich hin / in einem überblauen Licht ...“ spürt man doch wohl den Unterschied? (Beides nicht erfunden, beides nicht von mir – Zitate!)

Ist Reimen unzeitgemäß?

Eine heikle Frage, die abzuhandeln aber nicht unwesentlich ist. Sehr rigoros schreibt Hugo von Hofmannsthal: „Was ein Gedicht so oft ins Schlechte verbiegt, so kitschig und unecht macht, ist das gewaltsame Reimen. Es ist wie der Zuckerguss auf einer Torte, der auch nichts besser macht, wenn die Grundmasse nicht entsprechend gelungen ist.“ Vielleicht etwas hilfreicher gesagt: Man lasse das Reimen, wo es sich nicht wie von selbst und zwingend – nämlich zwingend schön! – ergibt. Besser ist immer auch der Binnen- statt des Endreims; selbst Stabreimen kann interessante Ergebnisse bringen. Immer aber ist der Rhythmus mehr als der Reim!

Sich selbst den Zwang zum Reimen aufzuerlegen, ist oft verhängnisvoll. Dann entstehen womöglich Verse wie: „Wenn rauschen die Bäume / wenn schäumen die Träume / an Waldessäume / zu wandern, wie schön...!“ Der Schreiber ist in die Falle der hässlichsten aller Unarten, nämlich die der **Inversion** geraten, die in unserer Sprache so wirklich nicht vorgesehen ist!

Aber selbstverständlich kann und darf sich auch der zeitgenössische Lyriker des Reimes und traditioneller Gedichtformen bedienen. Er muss nur wissen, dass die erstbeste Beliebigkeit (Liebe/Triebe, gelogen/verbogen, Glück/Geschick!) nicht das Gelbe vom Ei ist – es sei denn vielleicht im ironischen Gebrauch oder als Zitat. Wer hier einwendet, so und so ähnlich hätten doch auch die Klassiker, die Romantiker, alle hoch bedeutend und bis heute bestens bekannt, gedichtet und gereimt, sollte bedenken, wie viel älteres Liedgut bei jenen noch mitschwang, wie auch sie überkommene Literatur beeinflusste und „dichterisch in ihren Bann“ zog. Man bedenke außerdem,



dass sich bekanntermaßen das am schlichtesten gereimte lyrische Gedicht am besten **vertönen** lässt. Keine Zeile aus dem kostbaren dichterischen Gut vergangener Zeiten sollte von Heutigen verworfen oder belächelt werden, es ist zum geistigen Besitz aller Zeiten geworden. Aber der „Baustil“ heutiger Lyrik muss, parallel zur Wandlung aller Kunstgattungen, ein grundlegend anderer sein – was hätten ansonsten **wir** zu vererben?

Sehr aufschlussreich ist, lyrische Gedichte auf ihre Reim-Ausstattung hin zu prüfen. Da erweist sich dann auch, ob möglicherweise „normale“ Prosasätze, um poetisch zu **wirken**, mit End- oder sonstigen Reimen versehen wurden. Man wird auf überbenützte, abgegriffene, banale und tausendmal gehörte Reime treffen, aber auch da und dort erkennen müssen, dass selbst sogenannte „große Dichter“ schlichteste Reimungen vorgenommen haben, um eine beabsichtigte Wirkung zu erzielen: die gewünschte „Atmosphäre“ zu schaffen oder das „Ambiente“ zu unterstreichen. Man wird hoffentlich auch Reime entdecken, die mit Witz und geistvoll erfunden erscheinen – sind sie gesucht worden, sind sie dem Poeten ein- oder zugefallen? (Ich selbst freue mich immer noch und immer wieder an meiner „Syntax“, die sich im „Kienwachs“ widerspiegelt, und dass sich mir unversehens „ins Zeitrad / gegriffen ...“ in der „Pause, die eintrat ...“ so glücklich reimte.)

Gerne greife ich nochmals auf Rilke zurück mit ein paar Beispielen. Er reimt im Großen und Ganzen sehr locker, oft auch weit hergeholt. Da liest man z. B. „die abgetrennte / Zeit“ gereimt auf „Postamente / auf denen nichts mehr steht ...“ oder ein schlichtes „aber“ gereimt auf „Kandelaber“. Ebenso finden sich sehr interessante Reime im breiten lyrischen Œuvre von Franz Richter (1920–2010), wie beispielsweise „Formungsgrad“ auf „Meersalat“, „Blumenmuster, sechserzählig“ auf „Himmelswiese, kinderselig“, oder „Brückenkopf“ auf „Kanonentopf“.

Eine Art „Gütesiegel“: das Wahrwort

Ein letztes, nicht unwichtiges Kriterium für die Abfassung qualitätvoller Texte wie auch für die spätere Rezeption eines lyrischen Gebildes sei noch abgehandelt, nämlich die Frage: Enthält der Text, das Gedicht **ein** Wort unter vielen Wörtern, **einen** Halbsatz, **einen** Vers, der fokussiert, weil er fasziniert, weil er so noch niemals und nirgendwo anders zu lesen, zu hören war – ein ich möchte sagen

„**Wahrwort**“, aufgrund dessen dem Gedicht eine bleibende Aussage innewohnt – ein schlechthin hervorstechendes, unvergessbares Wort, ein „statement“, eine dichterisch frei formulierte Anmerkung, aus der heraus der Text seine literarische Weihe gewinnt, indem er damit im Ohr und im Gedächtnis bleiben wird?

Um eines Tages, bald oder in irgendeiner Zukunft, damit zitiert zu werden? Wahllos greife ich hier zwei Beispiele heraus:

Gerhard Leitgeb sagt in seinem Gedicht „Die Wand“⁶:

*Schutzlos trifft ihn jeder Stein
und jede Nadel sticht*

Und Franz Richter sei nochmals erwähnt; in seinem Text „Grenz-Übergang“ lesen wir:

Erst im Verschwinden trittst du ein.

Eva M. Kittelmann, Wienerin, war langjährig im Verlagswesen tätig. Mitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes und Vorstandsmitglied (Generalsekretärin) des Verbands Katholischer Schriftsteller Österreichs. Lyrik und Prosa, zuletzt: „Die Aufgabe oder Eros wie im Himmel so auf Erden“, Edition spruchreif 2009. Preise: 2002 Wilhelm-Szabo-Lyrikbewerb, 2004 Zauberberg-Sommer.

- 1 Dieser Aufsatz gründet auf den Referaten der Verfasserin bei den Sternreffen der *Gesellschaft der Lyrikfreunde* in Krems 2007, Graz 2009 und Tauplitz 2010. Die ausgewählten Passagen wurden für diese Veröffentlichung nochmals überarbeitet.
- 2 Aus einem Interview mit Reiner KUNZE in der Zeitschrift *Deutsche Sprachwelt* vom 20. Juni 2004.
- 3 Robert STREIBEL in der Wochenzeitung *Die Furche* vom 25. März 1999 zur „Verkürzung“: „Lyrik verkürzt also und erschafft die Welt neu. Die sprachlichen Bilder sind Bojen auf einem Meer des Ununterscheidbaren, im Ozean der Alltagssprache, die uns ... die Luft zum Atmen nimmt. Lyrik kann Rettung sein ...“.
- 4 Zitiert nach Prof. Hermann KUPRIAN in: *Die Kontrakreativität des Dichters* (Edition L, Hockenheim, jetzt Speyer).
- 5 Eugenie KAIN (Linz), Zitate aus ihrem Roman *Können Muse fliegen?*.
- 6 Gerhard LEITGEB erhielt für sein Gedicht *Die Wand* den Leserpreis 2009 der „Gesellschaft der Lyrikfreunde“.